Tägliche Omaha Tribüne

TRIBUNE PUBLISHING CO. VAL. J. PETER, President
1311 Howard Str. Tel. Douglas 2760 Omaha, Nebraska
Des Moines, Ia., Branch Office: [illegible] West [illegible] Str.

Eastern and Western Representative
HOWARD C. STORY
1100 Fifth Ave. Bldg., New York
914 Arch Str., Philadelphia
408 Peoples Gas Bldg., Chicago

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice of Omaha, Nebraska, under the Act of Congress, March 3, 1879.

Preis des Tageblatts: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post per Jahr $4.00. — Preis des Wochenblatts: Bei strikter Vorausbezahlung, per Jahr $1.50.

Omaha, Nebr., 12. August 1915.

Wetterzeichen!

Vor Kurzem borgten deutsche Bankinstitute den Bulgaren 40 Millionen Dollars. Jetzt meldet Athen, daß auch Griechenland die gleiche Summe vorgestreckt worden ist. Jedenfalls sind es Fingerzeige für London, daß auch ein finanzielles Niederringen Deutschlands unmöglich ist, womit die britische Staatskunst gerechnet hat. Sich verrechnet hat, wie mit so vielem Anderen.

Aber um den Beweis zu führen, hätte man sich des Geldes in Berlin nicht entäußert. Die Darlehen bedeuten viel mehr. Sie bedeuten mindestens die Sicherstellung wohlwollender Neutralität dieser beiden Länder. Und verrechnet wird man sich darin nicht haben, wie bei Italien, denn hier sitzt deutsches Blut auf den Thronen, das Ehre und Treue kennt.

Wenn sich nun noch die Nachricht bestätigt, daß starke deutsche Truppenmassen neben den österreichischen an der serbischen Grenze gesammelt werden, so sind Schlüsse naheliegend auf das, was geschehen soll, wenn die polnische Kampagne ihren Abschluß gefunden haben wird. Von dort klingt es jetzt wie von der Auktion: „Going! going!" Bald wird es wohl heißen „Gone", und der Zuschlag erfolgen.

Bulgarien und Griechenland sind die beiden Nachbarn Serbiens; wenn Oesterreich und Deutschland durch Serbien durchzubrechen vermögen, so haben sie die direkte Verbindung mit der Türkei. Dann sind die Dardanellen vollständig gesichert, der Suez-Kanal aber ist in größter Gefahr. Der ist Englands Lebensnerv. Den durchschneiden, und Großbritannien ist geschlagen. Diese Diversion schließt nicht aus, daß es auch gleichzeitig in Flandern und in Nordfrankreich ihm an den Kragen geht, und Angriffe aus der Luft und von der See auf England selbst erfolgen, damit es seine Streitkräfte zersplittern muß.

Es kann sehr interessant werden! (Wächter und Anz.)

Schweden's Mobilmachung!

Die Besorgniß in den Staats-Kanzleien der alliirten Mächte wird intensiver. Nachdem der Plan, den Balkanbund, welcher im Bukarester Frieden nach dem zweiten Balkankriege zusammengebrochen war, wieder zusammenzuzimmern und auf die Seite der Alliirten zu stellen, mißlungen, nimmt jetzt Schweden eine mindestens ungewisse Haltung ein. Die schwedische Armee ist mobilisirt, das heißt, auf den Kriegsfuß gebracht worden, und London ist sehr in Angst, daß dieser Schritt gegen Rußland gerichtet sein könnte.

Die schwedisch-russische Kontroverse knüpft an Finland an. Mit dessen Verlust an Rußland hatte man sich wohl in Schweden abgefunden. Aber die gewaltsame Russifizirung des Landes, die Willkür, mit welcher Finlands Verfassung und Autonomie gebrochen worden, hat den Gegensatz von Neuem geschärft. Man sagt sich in Stockholm, daß ein völlig russifizirtes Finland zur Basis eines möglichen Gewaltstreichs Rußlands gegen Schweden selbst werden könnte. Zu diesem Gegensatz stellt sich das große russisch-skandinavische Problem. Das ist entstanden durch den russischen Drang nach dem freien Meer. Nach den eisfreien norwegischen Häfen und den norwegischen Seeleuten steht der russische Sinn. Und der Weg dorthin führt über Schweden.

Die drei skandinavischen Staaten haben sich bisher einer durchaus einwandfreien Neutralität befleißigt. Selbst Dänemark mit seinen Neigungen zu England hat sich jeden Schrittes, der auch nur im entferntesten als eine Verletzung strikter Neutralität gedeutet werden könnte, enthalten. Schwedens Sympathien stehen, der ganzen geschichtlichen Entwicklung entsprechend, auf der Seite der germanischen Sache.

Ist der Augenblick gekommen, da sich die Sympathie unter der Erwägung der eigenen Interessen in die That umwandeln soll? Dieser Krieg, welcher gegen das in der Minderheit befindliche Germanenthum geht, wird vielleicht noch ganz andere und viel bedeutsamere Resultate zeitigen, als solche sich in der Behauptung und in der Festigung der Stellung der beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche darstellen. Als Siegespreis winkt die Erfüllung des weltgeschichtlichen Berufs des Germanenthums, die ganze Welt mit seinem Wesen zu durchdringen. Die Zukunft wird die Weltpolitik sein. Um seine Zukunft sicher zu stellen, muß das Germanenthum sich zusammenschließen.

Und auch Schweden bildet ein Randgebiet germanischen Geistes und germanischer Kraft. (N. Y. Stztg.)

Briefe von drüben!

Nachstehender Brief wurde uns zwecks Veröffentlichung zur Verfügung gestellt:

Berlin, 27. Juni 1915.

Mein lieber Jungreithmeir!

Danke Ihnen bestens für Ihre Karte, es hat mich gefreut, ein Lebenszeichen von Ihnen zu bekommen. Hier ist viel geschehen unterdessen. Seit der Krieg ausgebrochen ist, bin ich Soldat, bin als Kriegsfreiwilliger beim Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Reg. No. 1 in Berlin. Als solcher habe ich die Kämpfe in Belgien mitgemacht, südlich Antwerpen, Ostende und zuletzt die große vierzehntägige Herbstschlacht in Flandern am Yser-Kanal, die mit der Erstürmung von Dixmuden in den ersten Novembertagen ihren Abschluß fand. An diesem glorreichen Tage bin ich in dem späteren Ueberschwemmungsgebiet zwischen Dixmuden und dem Meere bei einem Bajonettkampfe schwer verwundet worden durch eine Maschinengewehrkugel aus allernächster Nähe. Der Kampf wurde unentschieden abgebrochen; als die Kunde kam, daß die Schleusen bei Nieuport geöffnet seien, gingen unsere Truppen bis zum Yser-Kanal zurück. Ich selbst blieb vor den feindlichen Wällen 4 Tage und Nächte liegen, ohne Nahrung und unverbunden, sodaß ich fast vollständig verblutet war. Der Gefangenschaft entzog ich mich dadurch, daß ich unter einem Haufen von 20 todten Engländern, Belgiern und Deutschen kroch und mich gleichfalls todt stellte. Am vierten Tage stieg das Wasser in den Gräben immer höher und überschwemmte schon den niedrig gelegenen Theil des Landes, sodaß mir nur die Wahl zu bleiben schien zwischen Gefangenschaft und Tod. Ich wollte aber keins von Beiden und kroch auf allen Vieren (oder besser gesagt Dreien, denn ein Bein war zerschossen) auf den Yser-Kanal zu, der dicke Nebel ermöglichte es mir, durch die englischen Vorposten hindurchzukommen. Mit Aufbietung aller Kraft kroch ich 2 Kilometer, bis ich kurz vor meinem Ziel ohnmächtig wurde. Nach einigen Stunden fand mich eine Patrouille von uns und brachte mich außer Schußbereich (die ganze Zeit hatte ich im stärksten Feuer gelegen).

8 Tage später konnte ich nach Deutschland gebracht werden, bin jetzt bald ausgeheilt. Die Kugel hatte mir das rechte Wadenbein und ein Stück Schienbein vollständig zersplittert und blieb im Fußgelenk stecken. Vor Kurzem ist sie durch eine Operation entfernt worden; vor drei Tagen bin ich das erste Mal aufgestanden. In 6—7 Wochen hoffe ich wieder dienstfähig zu sein, dann geht es zum zweiten Mal ins Feld. Vorher soll ich noch einen Offizierkursus mitmachen, dann melde ich mich gegen unsern neuen Feind, den Sie ja auch kennen, gegen die Italiener.

Schreiben Sie mir bitte, wie es Ihnen geht, es wird mich auch interessieren zu erfahren, wie die Stimmung in Amerika ist. Schreiben Sie bald, damit ich nicht schon [illegible] bin, und seien Sie herzlichst gegrüßt von Ihrem

Thomas Reich.

Musketier Wilhelm Ziegler, [illegible], schreibt an seinen Onkel Charles M. [illegible]:

Rußland, den 30. Juni 1915.

Lieber Onkel!

Meinen Brief aus den letzten Tagen meines Aufenthalts in Magdeburg nebst Photographie werdet Ihr hoffentlich erhalten haben. Seit [illegible] Monaten bin ich nun hier in Rußland an der Front. An dem Kriegsleben in diesem schmutzigen, verlausten Lande habe ich mich wie alle die Tausende meiner Kameraden schon gewöhnt. Jetzt im Sommer, der hier sehr trocken ist, kann man es noch aushalten.

Wir haben lange Zeit an einem großen, von Bergen und Wäldern umgebenen See in befestigter Stellung gelegen, sind aber vor 14 Tagen verschoben worden und liegen jetzt im Schützengraben den Russen auf geringe Entfernung gegenüber. Diese Russen sind eine verrückte Bande, die die ganze liebe lange Nacht heftig drauf los feuern, wahrscheinlich aus Angst, natürlich ohne etwas zu treffen; von unserer Seite fällt sehr selten ein Schuß, denn der deutsche Soldat schießt eben nur, wenn er ein Ziel für sein Gewehr hat; bloße Knallerei und Munitionsverschwendung finden wir unter unserer Würde!

Die russische Artillerie muß sich sehr ruhig verhalten, denn außer an Munition sind dieselben auch knapp an Geld, und wenn die russische Infanterie fortfährt, ihre Munition in der jetzigen Weise zwecklos zu verpulvern, dann geht ihnen bald die Puste aus, zumal sie jetzt bei der Taktik, die Artillerie möglichst hintenanzuhalten, um dieselbe im Falle einer Niederlage zu retten, ungeheuer viel Infanterie opfern müssen. Tagtäglich kommen vereinzelte russische Ueberläufer, welche satt sind vom Kriege, zu uns herüber. Wir deutschen Soldaten sind empört über die ungeheuren Munitionslieferungen aus den Vereinigten Staaten; ohne diese wären unsere zahlreichen Feinde schon längst unterlegen! Alle hegen wir den innigsten Wunsch, uns persönlich bei den Yankee's für die Friedensgebete zu bedanken. Jenes Land, das an der Spitze der Civilisation marschiren will, begeht ein solches Verbrechen an unserem Vaterlande! Auf die Lusitania-Note werden wir später noch eine bessere Antwort finden. Wir Deutschen lassen uns, trotz der großen Anzahl unserer Feinde nicht unterkriegen, das haben unsere letzten Siege bewiesen. Unsere lieben Bundesbrüder, die Oesterreicher, halten tapfer durch und beißen eher auf die Zähne, als nachzugeben. Die Weltgeschichte wird später von den furchtbaren Kämpfen in den Karpathen und in Galizien und den tapferen Oesterreichern berichten. Für uns Deutsche und Oesterreicher besteht kein Zweifel, daß es der geistigen Ueberlegenheit unserer genialen Heerführer gelingen wird, diesen Krieg siegreich zu Ende zu führen. Es ist erhebend zu sehen, wie dieser Krieg läuternd auf uns Männer eingewirkt hat. Tausende, die sich das Beten abgewöhnt hatten, haben es hier in der Schlacht wieder gelernt und nichts ist mehr erhebend und weihevoll, denn so ein Feldgottesdienst. Dann geht man beruhigt und mit frischem Muth den vielen Gefahren entgegen. Und so Gott will, wenn mich keine amerikanische Kugel trifft, so hoffe ich wieder gesund zu meinem Frauchen zurückzukehren.

Gott strafe die Munitionslieferanten!

Soldatenbrief.

Herr Franz Nick von hier erhielt dieser Tage ein Schreiben von einem Freund aus Eberswalde, der in Frankreich und in Rußland dem Vaterlande diente. Wir entnehmen dem Schreiben Folgendes:

„....Nun muß ich Dir mittheilen, wie ungefähr die gesammte Lage ist. Ich glaube, einen kleinen Ueberblick zu haben, da ich fünf Monate an der Westfront und vier Monate an der Ostfront zugebracht habe und nun bereits drei Monate in Deutschland thätig bin. Die Kriegszone erstreckt sich weit in Frankreich. In Nordfrankreich beherrschen die Deutschen den größten Theil des großen Kohlengebietes bei Lens sowie Lille. Dann zieht sie sich südlich vor Rheims bei Verdun durch. Nur ganz im Süden bei Belfort beherrschen die Franzosen wenige Quadratkilometer im Oberelsaß. Was sie besitzen, sind jedoch nur die Berge der Vogesen. So steht die ganze deutsche Front wie eine Mauer, und diese Mauer zu durchbrechen, auch mit dem größten Einsatz von Menschenmaterial, wird den Franzosen und Engländern nicht gelingen. Die können ja, wenn sie Lust haben, in unsere Drahtgespinnste rennen und sich dort kaputt schießen lassen. Meine letzte Kriegszeit brachte ich in Rußland zu. Der Gefechtsthätigkeit nach, die man sieht, im Vergleich zu West, haben die Russen überhaupt keine Schlagkraft mehr. Russische Infanterie mit Mistgabel oder Eichknüppel bewaffnet, ist nichts Neues mehr. Die Italiener wissen nicht mehr, ob sie Männchen oder Weibchen sind. Mit der Aushungerungs-Politik wird es auch nichts werden, und wenn der Krieg noch Jahre dauern sollte. Daß die Inland-Erzeugnisse für die Ernährung den Bedarf decken, das hat Deutschland schon bewiesen. Man kann mit Bestimmtheit sagen, daß Niemand in Deutschland Mangel leidet."

Nachklänge vom Omaha Sängerfest!

Begeisterter Sänger läßt nachträglich der Solistin Frl. Christine Miller weiteres Lob angedeihen.

In der letzten Chicago Sonntagpost haben wir folgendes begeisterte Eingesandt eines Sangesbruders, das wir unseren Lesern unter keinen Umständen vorenthalten wollen. Aus dem Eingesandt spricht [illegible] eine derartig ordentliche Gesinnung, daß man den Einsender direkt darum beneiden könnte. Es lautet:

„Ich habe soeben, nachträglich, den Bericht über das zweite Bundeskonzert des Omahaer Sängerfestes gelesen und muß gestehen, daß er nicht übertrieben ist. Es war himmlisch, denn es waren Geister lange geschulter Männer, welche die Begeisterung unter den Mitwirkenden sowie im Publikum hervorriefen.

Nur Eines berührte mich schmerzlich in dem Bericht, nämlich, daß die Zugabe von Fräulein Christine Miller, welche sie nach Liszt's Loreley den Sängern zugewendet, lang, nur mit ein paar Worten abgethan worden ist.

Ich bin überzeugt, daß ich das Empfinden jedes einzelnen der 2000 Sänger ausdrücke, wenn ich sage, so etwas Ergreifendes hat noch keiner erlebt. Als die Sängerin nach nicht enden wollendem Beifall wieder auf ihrem Platze erschien, sich vor dem Publikum mehrmals zum Dank verneigte, wendete sie sich den Sängern entgegen und sang ihr Lied: „Feinde ringsum! Mag es sein!" — Jetzt sah man in der Person und der Stellung der Sängerin das unerschütterliche, vertrauensvolle deutsche Volk, aus ihrem Munde quollen die Legionen der vereinigten Armeen, aus den Augen zuckten die Blitze der Kanonen und Gewehrsalven, und ihr Lächeln war die Genugthuung und der Stolz der vereinigten Völker.

„— Und sollte es mit dem Untergange sein" — Jetzt brach der Sturm — nein, es war mehr — es brach ein Orkan des Beifalls der Sänger los, während im Hintergrunde die Alliirten und Neutralen, überkommen von Neid und Scham, gar nicht applaudirten.

Es war ein Bild, welches nur ein Wereschtschagin malen könnte. Es wäre eine Schande, sollte ein solches Ereigniß, zumal in dieser stürmischen Zeit, so ganz und gar im Sande verlaufen. Ich glaube, es ist zu entschuldigen, daß der Bericht so mager ausfiel, da die Berichterstatter sich alle unter den Neutralen befanden, von denen Ihr Hans Dames berichtete; das Publikum konnte dieses ergreifende Bild nicht sehen und auch wohl wenig davon hören.

Zum Schluß möchte ich noch erwähnen, daß die Omahaer Festbehörde sich bemühen sollte, den Text des Liedes von Fräulein Christine Miller zu erlangen und in der Schluß-Festzeitung zu veröffentlichen. Sie würde sich damit den Dank jedes Sängers des Bundes sichern und der Sängerin auch die verdienten Lorbeeren. Sie wird einen solchen Beifall noch nicht erlebt haben.

Christ. Krauspe,
Mitglied der „Chicago Liedertafel."

„Wem das Herz voll ist, dem läuft der Mund über!" So geht es denn auch mir, und möchte ich gerne sehen, daß das schöne Fest nicht so rasch in Vergessenheit geräth. Fünf Jahre zurück nämlich 1910, war ich in Cuxhaven, und konnte das damalige schöne Sängerfest in Omaha nicht mitmachen. Wie ich damals die Tribüne erhielt und las, daß dieses Fest so glorreich ausgefallen war, habe ich Freudenthränen geweint. — Das diesjährige Sängerfest hat aber das damalige weit übertroffen und deshalb rufe ich den Sängern von Fern und Nah, die uns mit ihrem Besuch beehrt haben, sowie unseren einheimischen Sangesbrüdern ein dreifaches „Hoch" zu. Sie haben alle gut gesungen und auch die Solisten haben sich mit ihrer Stimme meisterlich gezeigt. Und erst die beiden Herren Dirigenten — die reinen Künstler, wie sie im Buche stehen! Nun, ihr Herren Sänger, möchte ich Euch bitten, Eure Stimmen nicht rosten zu lassen. Immer feucht halten, damit Ihr in 2 Jahren in Omaha's City ordentlich losschmettern könnt. Sollte es Euch an Feuchtigkeit mangeln, braucht Ihr nur den Zeigefinger in die Höhe zu halten, und unsere Brauer sind im Stande, Euch den besten Gerstensaft zu liefern, den man in Amerika bekommen kann. Wm. J. Bryan singt freilich wieder an den Prohibition zu [illegible] und schmeichelt sich bei den Damen ein, um nachher, wenn es zur Prohibitionswahl geht, deren Stimmen zu bekommen. Das thut aber nichts zur Sache. Man sollte es nicht glauben, daß ein Mann, wie er, der dreimal mit seinen Ambitionen durchgefallen ist, sich nochmals als Kandidat aufstellen läßt. Aber ein Mann, der kein Ehrgefühl im Leibe hat, bringt Einiges fertig. — Doch das war gar nicht, was ich heute sagen wollte. Wm. J. Bryan wollen wir nachher, wenn er die Frechheit hat, als Kandidat aufzutauchen, [illegible] und ihm die „Wacht am Rhein" vorsingen. Wenn er glaubt, daß er noch immer Hahn im Korbe ist, wie er früher mal war, dann hat er sich gewaltig verrechnet. Wir kennen jetzt unsre Pappenheimer. Ich kann überhaupt nicht begreifen, daß es Leute geben kann, die es versuchen, uns zu diktiren, was wir essen und trinken sollen und womöglich die Brauereien geschlossen sehen möchten. Wir können froh sein, daß es überhaupt Brauereien gibt! Was schmeckt denn wohl besser als ein gutes Glas Bier? Wer zuviel trinkt und kann sich nicht beherrschen, der soll gezüchtigt werden, das ist meine Idee. Denn die Brauer und Saloonbesitzer haben das größte Recht, Bier zu brauen und zu verkaufen. Sie sind fast ohne Ausnahme gute, liberale Leute, denen man nichts zur Last legen kann und die man, wenn es noth thut, unterstützen sollte.

Um noch einmal auf das Sängerfest zurückzukommen, wollte ich nur bemerken, daß der Herausgeber der „Tribüne", unser Freund Val. J. Peter viel zum Erfolg des Festes beigetragen hat. Mit seiner Energie und Ausdauer hat er dieses fertig gekriegt, darum sage ich: Wer jetzt als Deutscher die Tribüne noch nicht hat, der bestelle sie sofort. Ohne dieselbe kann man jetzt nicht mehr existiren. Man darf aber auch nicht vergessen, daß Herrn Peter's Premierleutnant, unser hochgeachteter plattdeutscher Freund Otto Kinder ihm treu zur Seite gestanden hat und seine ganzen Kenntnisse bei diesem Feste verwerthete. Die Parade hat allgemein angesprochen und müssen wir unserem Freund Henry Rohlff alle Achtung zukommen lassen. Er wußte als Marschall seine Truppen gut zu leiten, und würde derselbe vor Riga auch seinen Platz ausfüllen und Hindenburg sehr behülflich sein. Henry wird noch Mayor der Stadt Omaha, wenn unser Jim nicht mehr will. Da hätte ich bald vergessen, Herrn Mayor Dahlman und der ganzen Stadtvertretung den Dank abzustatten für ihre Liberalität. Die Herren haben sich wirklich gut gezeigt. Bravo!

Onkel Sieh.

Gesunde Wirthschaftslage Deutschlands.

Berlin, 11. Aug. (Funkenbericht.) — Von den Direktoren der Textilwerke in Gladbach wurde eine Dividende von 20 Prozent erklärt, während im vorigen Jahre nichts zur Vertheilung kam. In den Sparbanken Berlins waren in den Monaten April und Mai die Einlagen um $600,000 höher, als die aus ihnen während derselben Zeit gezogenen Gelder. Die Einlagen in den Sparbanken Charlottenburgs haben seit dem 1. Januar d. J. die aus ihnen gezogenen Gelder um 13 Millionen Mark übertroffen. Die Arbeiten an der Bagdad-Eisenbahn schreiten rüstig vorwärts, und eine Strecke von 51 Kilometern zwischen Tuanni und Regulain wurde bereits dem Verkehr übergeben.

Aus dem Staate.

Hebron. Der durchschnittliche Ertrag des bis heute gedroschenen Weizens in Clay und Thayer County ist den genauesten Berichten zufolge 15 Bushel den Acker. Aepfel ergeben mehr als in den letzten fünf Jahren; Kartoffeln und Tomatoes sind von ungewöhnlicher Größe und Güte; das Korn steht prachtvoll, 5—7 Fuß hoch und in Blüthe.

Trotz der vielen Regenstürme verspricht die Heuernte einen reichlichen Ertrag.

In Middleton, N. Y., lebt ein Mann, der täglich achtzehn Meilen läuft. Vielleicht ein Deserteur der russischen Armee.

Zeppelin über Dünaburg.

London, 11. Aug. — Ein Zeppelin erschien heute zum ersten Male seit Beginn des Krieges über Dünaburg. Die Bewohner flüchteten in die Keller ihrer Wohnungen. Der Luftkreuzer warf keine Bomben.

Der Munitionszug.

Von [illegible].

Jeder Krieg zeitigt auch im Hinterlande ein Heldentum, das wahrlich nicht geringer einzuschätzen ist, als das auf dem Schlachtfelde geborene. Weil aber der Donner der Geschütze und das Pfeifen tödlicher Kugeln dabei nicht zu hören ist, so möchte ich es das „stille" nennen. Und die Tat so eines stillen Helden, wenn wir sie, Gott sei Dank, viele zu Oesterreichs Ehre haben, sei hier kurz geschildert.

Als die Transversalbahn nach dem Schema „Zweite Ordnung, letzte Güte" gebaut wurde, schüttelten die Bauern des Landbezirkes die Köpfe, denn sie hatten eine ganz andere Trasse verlangt und es kostete ihrem Abgeordneten einige Mühe, sie zu überzeugen, daß landwirtschaftliche Interessen den Staatsnotwendigkeiten zurücktreten müssen. Er versäumte es aber nie, in den Versammlungen eine geheimnisvolle Unterredung mit dem Kriegsminister zu erwähnen und so gaben sich die sehr gescheiten Herren Wähler bald zufrieden und führten ihre großen Erdäpfel wie sonst per Achse auf den Markt.

Das Bähnlein fristete recht und schlecht sein künstliches Leben und die Beamten auf den paar weit auseinanderliegenden Stationen betrachteten ausnahmsweise den Dienst als eine angenehme Unterbrechung ihres freudlosen Daseins, denn die Gegend war so öde, daß sich sogar die bekannten Füchse dort nicht gute Nacht sagten.

Aber dieses Idyll hatte plötzlich ein Ende, wie das Manifest „An meine Völker" erschien. Das Stationspersonal wurde verdoppelt und verdreifacht, und in einer Nacht gingen jetzt mehr Züge, wie in Friedenszeiten in einer Woche bei Tage. Zudem war der Dienst sehr anstrengend, denn die ganze, wie sich's jetzt zeigte sehr wichtige Verbindungsstrecke war eingleisig, die Ausweichen beschränkt und die Stationsanlagen klein.

Dem Rufe des geliebten Kaisers folgte freiwillig und sofort auch der erst kurze Zeit pensionierte Oberführer Wenzel Nowak. Sein Wiedereintritt wurde nicht nur von den höheren Stellen, sondern namentlich von den Betriebsbeamten mit großer Freude begrüßt, denn Nowak kannte sozusagen jeden Schienennagel der ganzen Linie, er verfügte infolge seiner fast fünfundzwanzigjährigen Dienstzeit bei allen Sektionen über außerordentliche praktische Erfahrungen, unter seiner Hand verwandelte sich die bockbeinigste Lokomotive in eine sanfte Kaffeemühle, seine Züge liefen immer wie am Schnürl und alle, die ihn kannten, wußten, daß sich hinter seinem rauhen, oft polternden Wesen eisernes Pflichtgefühl und tiefe Herzensgüte verbarg.

Taktaktak — Taktaktak — riefen eines Tages die Morseapparate zu ungewohnter Stunde und schon surrten in allen Stationen die weißen Streifen hervor und die Telegraphisten notierten: „Heute nacht verkehrt der kriegsfahrplanmäßige Zug No. 227 als Munitionszug. Maschine 8, Führer Nowak, Turnuspersonale. Jede Außerachtlassung der Vorschriften über den Sprenggutverkehr wird strengstens bestraft. Der gestern avisierte, beschleunigte Gegenzug, Sanitätszug 4 B, ist im Vorrang, daher Zug 227 die Kreuzungen in Adorf und Willern abzuwarten hat."

Es war Mitternacht, wie der Zug in die Mittelstation Zwirndorf einlief. Der Regen fiel in dichten Schleiern und selbst der orkanartige Sturm konnte diese Kulissen nicht verschieben. Der Diensthabende stand gleichmütig an dem Perrongeleise, weil jede Abwehr gegen dieses Wetter ohnehin vergeblich gewesen wäre. Er sprang aber doch aufatmend in den Dienstwagen, hörte die Meldung, unterschrieb den Stundenpaß und zog die Uhr.

„Fast sieben Minuten Verspätung," wandte er sich an den Zugsführer Binder.

„Ja, Herr Assistent," war die Antwort, „bei dem Gegenwind ist das kein Wunder, aber der Nowak bringt's schon bis Adorf herein."

„Nicht wahr, Alter," rief er dem an der Treppe stehenden Lokomotivführer zu, „oder kann deine alte Kuh in dem biss'l Regen nicht laufen?"

„Schneller schon, als mancher Heuochs, der im Trocknen sitzt," knurrte Nowak zurück und hielt seine Uhr gegen die Manipulationslaterne. „Herr Assistent," setzte er hinzu, „ich muß um die Abfahrt bitten, sonst geht's auf die späteste."

„Gleich, Nowak, ich weiß, daß Sie mit Dampf und Sand nicht sparen werden," erwiderte der Beamte und stieg ab. Ein Trillerpfiff, ein Hornruf, die Lichtpünktlein, die dem Zug entlang still standen, hoben und senkten sich automatisch zur Kontrolle und verschwanden, die Lokomotive pfiff und weiter rollte der Zug in die Nacht hinaus.

Das Unwetter setzte mit aller Kraft ein. „Kohlen drauf!" schrie Nowak zum Heizer. Der Regen klatschte bald von rückwärts, bald von den Seiten auf die beiden, vorne dampfte ihnen die Bruthitze entgegen und der Sturm trieb den stickigen Rauch in den Stand. Der Zug kämpfte sich mit [illegible] durch und schon war mehr als die Hälfte der [illegible] durchfahren, als [illegible] geschlossen [illegible] verschlang ihn der Dampf und die Ferne, und schon weit von ihm hörten sie verhallend die Rückleitsignale [illegible] — [illegible] —

„Im Gottesnamen, Herr Oberführer, Adorf hat den Sanitätszug abgelassen!" schrie der Heizer fassungslos. Einen Augenblick sank Nowak's [illegible] und er [illegible] vor sich hin. Da vorne kamen Hunderte von Verwundeten, die die Genesung in der Heimat finden sollten und hinter sich hatte er über 100,000 Kilo Ekrasit und Munition! Das entsetzliche Unglück mußte um jeden Preis vermieden werden, das war ein Gebot der Menschlichkeit, das war Pflicht und schon hatte er die Schwäche überwunden und seine Gedanken erlangten sich.

Gellend wie ein Angstruf stieß die Dampfpfeife das Signal „Bremsen fest" hervor. Dann riß er den Heizer zu sich und schrie ihm ins Ohr: „Karl, zum Zurückschieben ist es zu spät, es wäre auch zu riskiert. Schnell über den Tender und die Kuppelung los! Es gibt nur ein Mittel, ich muß den Gegenzug abfangen. Werfen Sie zwei Zeichen, daß Sie fertig sind, ein Stück Kohle herüber. Binder soll nicht vergessen, vorsichtshalber die Bremser in eine Linie aufzustellen, die Deckungssignale allein genügen heute nicht und morgen soll er zu meiner Frau gehen, sie beruhigen — falls ich nicht selbst nach Haus kommen kann. Gott befohlen und jetzt Marsch!" Schon fühlte er, wie die Klötze an die Tyres griffen, er bremste auch die Maschine, kappte die Zugleine und band sie an einen Haken, so daß die Pfeife in Tätigkeit blieb — da kam ein Kohlenstück gepoltert — ein kurzes Stoßgebet, Nowak riß den Regulator ganz an sich, die Lokomotive machte, ihrer Last ledig, einen förmlichen Sprung nach vorne und raste weiter.

Jetzt galt's! Er preßte die Lippen aufeinander. In früheren Jahren hatte er zweimal entlaufene Zugteile abgefangen, aber dabei war alles so gewesen, wie es die Instruktion als theoretisches Beispiel anführte. Diesmal hatte sich alles gegen ihn verschworen. Seiner Berechnung nach, mußte noch obendrein die Begegnung gerade in der fast fünfziggradigen Kurve erfolgen, die eine Höhe umlief.

Er öffnete beide Ventile, so daß der Dampf fessellos ausströmte und der Manometerzeiger rapid zurückging. Dann zog er langsam die Bremse an und stellte den Regulator zurück, die Maschine glitschte und fauchte .... und da war links der Wald und die Kurve.... der Sturm trug ihm abgerissene Pfiffe zu, seine Berechnung war richtig: Mitten in der Kurve fuhr der Gegenzug auf ihn, der Wind drückte den Rauch seiner Lokomotive herunter, so daß sie aussah wie ein riesenhaftes, finsteres Greisenhaupt mit wallendem Haar und Bart und drohend blickenden Augen.... Fahrt abstellen!.... Dann verlor er plötzlich den Boden, er fühlte einen stechenden Schmerz im Rücken und im Kopfe, wie aus weiter Ferne sah er Lichter blinken und hörte verworrenene Stimmen — alles verschwand in einem grauen, undurchdringlichen Nebel und der Regen wusch das Blut vom Gesichte des Besinnungslosen.

Für die Küche.

Gefüllte Gurken. Große grüne Gurken schält man, schneidet die Spitzen ab, nimmt vorsichtig die Kerne heraus, so daß die Gurken ausgehöhlt sind. Fleischreste hackt man fein, tut ein Ei dazu und füllt die Gurken damit. Dann dünstet man sie mit etwas Sahne weich.

Kaiserschmarren. Man rührt sechs Löffel Mehl mit einem Viertel Pint Milch und drei Eiern, sowie ein wenig Salz zu einem Teig gut an, macht in einer Pfanne reichlich Schmalz heiß, gibt den Teig hinein, läßt ihn anziehen und backt ihn, indem man ihn inzwischen mit der Schaufel in beliebige Stücke zerstört und umwendet, zugedeckt goldgelb schmoren läßt, bestreut ihn mit Zucker und trägt ihn mit Kompott zu Tische.

Gefüllte Baisers. Auf 1 Pfund durchsiebten Zucker mit etwas Vanille kommen 8 Eiweiß, die zu so festem Schnee geschlagen sind, daß man davon abschneiden kann. In den Eierschnee werden Zucker und Vanille unter fortgesetztem Schlagen langsam hineingeschüttet. Dann legt man eiförmige Stücke davon auf ein mit Wachs bestrichenes Blech. Zum Auflegen bedient man sich am besten zweier Eßlöffel. Die Baisers werden mit Zucker bestreut, wodurch sie mehr Glanz erhalten, und im Ofen mehr getrocknet als gebacken. Danach nimmt man sie von der Platte, entfernt mit einem Löffel von unten her das Inwendige, und füllt sie kurz vor dem Auftragen mit Sauce.